

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **64 (2002)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

Gerber, Roland: *Gott ist Burger zu Bern. Eine spätmittelalterliche Stadtgesellschaft zwischen Herrschaftsbildung und sozialem Ausgleich*. Weimar: Böhlau, 2001 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, Bd. 39). 597 S., ill.

Ausgehend von dem bekannten Satz des Chronisten Konrad Justinger, der im Rückblick auf den Laupenkrieg erklärte, nun sei zweifellos Gott selber in Bern Burger geworden, fragt Roland Gerber in seiner bei Professor Rainer Christoph Schwinges an der Universität Bern ausgearbeiteten Dissertation nach den sozialen, ökonomischen und politischen Voraussetzungen, die es Berns Bürgerschaft ermöglicht hatten, die Stadt im 15. Jahrhundert neu zu gestalten, einen sozialen Ausgleich zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen zu schaffen und gleichzeitig das grösste städtische Territorium nördlich der Alpen aufzubauen. Im Zentrum der Untersuchung stehen die gesellschaftlichen Veränderungen Berns in der Zeit zwischen dem Burgdorfer Krieg (1384) und der ersten allgemeinen Kodifizierung städtischer Herrschaftsrechte auf dem Land während des Twingherrenstreites (1469–1471). Die wichtigsten Archivalien, auf die sich der Autor stützt, sind neben Rechnungs-, Zins- und Restanzenbüchern sowie den Tellbüchern von 1389, 1448 und 1458 vor allem die Udelbücher von 1389 und 1466. Udelbücher finden sich in verschiedenen Städten der burgundischen Schweiz. Man könnte sie als eine Art grundstückbezogene Hypotheken bezeichnen, die für die Erfüllung der von den Bürgern bei der Einbürgerung beschworenen Bürgerpflichten hafteten – sie erfüllten also eine ähnliche Aufgabe wie andernorts die Bürgerbücher. Obschon es sich bei den Berner Udelbüchern (die sich im Staatsarchiv befinden) um ausserordentlich wichtige, ja zentrale Quellen zur Geschichte des spätmittelalterlichen Bern handelt, sind sie von der bisherigen Forschung nie gründlich analysiert worden. Diese Zurückhaltung ist wohl in erster Linie auf die grossen Schwierigkeiten zurückzuführen, die sich beim Versuch einer integralen Erfassung dieser Quelle stellen: Nicht nur stammen die Einzeleinträge von verschiedensten Schreiberhänden, sie sind zudem oft korrigiert, überschrieben und in der Regel nicht datiert worden. Roland Gerbers Entscheid, in seiner Dissertation von einer PC-gestützten Erfassung gerade dieser Quellen auszugehen, verdient deshalb Respekt und Interesse.

Eingeleitet wird die Arbeit mit einem Blick auf die Forschungslage, einer Charakterisierung der hauptsächlichen Quellen und einer Skizze des spätmittelalterlichen bernischen Stadtrechtes. Das zweite Kapitel ist den demografischen Verhältnissen in Stadt und Landschaft Bern im 14./15. Jahrhundert gewidmet, das dritte der rechtlichen Stellung der Bürger und Einwohner Berns, das vierte der Stadttopografie, das fünfte der Verflechtung von wirtschaftlicher und politischer Macht, das sechste dem Handel und dem Gewerbe und das siebente dem Aufbau und der Verwaltung des städtischen Territoriums. Ergänzt wird die Arbeit (nach einer Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse) mit dem üblichen Quellen- und Literaturverzeichnis sowie 86 Grafiken, die einzelne Aspekte der Untersuchung veranschaulichen.

Die Dissertation von Roland Gerber, deren Fragestellungen in eine ähnliche Richtung zielen wie verschiedene andere neuere Untersuchungen zu spätmittelalterlichen Städten (von Rüthing, Alioth, Dilcher und anderen), hat eine ganze Reihe neuer, wertvoller Einsichten über Bern im 14./15. Jahrhundert gebracht. Hervorzuheben ist

die verdienstvolle, längst fällige Analyse der Udelbücher, mit denen sich seit Beat Frey (1950) niemand mehr eingehend befasst hat. Dank der Aufnahme aller Einzeleintragungen erhält der Autor eine Datenbank beachtlichen Ausmasses, die es erlaubt, die bernische Gesellschaft um 1400 in ihren vielfältigen Verknüpfungen zu rekonstruieren. In Kombination mit den Tellbüchern von 1389–1458 gelingt es Roland Gerber, die Bevölkerung der Aarestadt vom ausgehenden 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts nach Haushalten, Haushaltvorständen, Wohnort, Vermögen, Beruf und Herkunft zu erfassen. Insbesondere legt er die erste grössere moderne Untersuchung zur Demografie Berns im Spätmittelalter vor und korrigiert die bisher kursierenden Angaben (Ammann, Bickel, Mattmüller). Neues bieten auch seine sozialhistorischen Untersuchungen, etwa seine Ausführungen über italienische Kaufleute als Gedingbürger oder die umfangreichen Angaben über einzelne kleine Handwerker und deren Familie, Gewerbe und Haushalt. Bemerkenswert sind auch seine Ausführungen zu einzelnen verfassungsrechtlichen Fragen, zum Beispiel die Darlegungen zu Bürgerrecht und Bürgereid oder zu der sich wandelnden Bedeutung der Ausburger für die Stadt im Verlauf des 15. Jahrhunderts. Sehr lobenswert ist nicht zuletzt auch sein Bemühen, die Stadt immer wieder in ihrer engen Verbindung mit der umliegenden Landschaft zu sehen, nicht nur die Wirtschaftskraft der Stadtbevölkerung, sondern auch die ökonomische Bedeutung des Herrschaftsgebietes für die Politik des Stadtstaates zu beachten und die personelle Verflechtung zwischen Stadt und Land in allen sozialen Gruppen zu erhellen. Zu Recht hebt er hervor: «Das expansive Ausgreifen der Stadt auf die Landschaft bewirkte dabei seit dem beginnenden 14. Jahrhundert eine aussergewöhnlich dichte soziale, ökonomische und politisch-herrschaftliche Verflechtung der Stadt- mit der Landbevölkerung. Dies kann als Besonderheit der bernischen Stadtentwicklung während des Spätmittelalters bezeichnet werden.» (468) Das Buch von Roland Gerber ist all jenen Leserinnen und Lesern zu empfehlen, die sich von der imponierenden Materialfülle der Publikation anregen lassen, die sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse im spätmittelalterlichen bernischen Stadtstaat immer wieder aus neuer Perspektive zu sehen.

Urs Martin Zahnd

Utz Tresp, Kathrin (Hrsg.): Quellen zur Geschichte der Waldenser von Freiburg im Üchtland (1399–1439). Hannover: Hahnsche Buchhandlung, 2000 (Monumenta Germaniae historica. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters, Bd. 18). 837 S.

Seit mehreren Jahren beschäftigt sich Kathrin Utz Tresp intensiv mit den Waldenserprozessen, die 1399 und 1430 in Freiburg im Üchtland vor dem Inquisitionsgericht des Lausanner Bischofs stattgefunden haben. Neben zahlreichen Aufsätzen, in denen sie sich mit Einzelfragen aus dem Umfeld der Freiburger Häretiker befasst hat, ist von ihr 1999 unter dem Titel «Waldenser, Wiedergänger, Hexen und Rebellen. Biographien zu den Waldenserprozessen von Freiburg im Üchtland» das gesamte personengeschichtliche Material zu den Prozessen von 1399 und 1430 publiziert worden. Auch dieser über 660 Seiten starke Band ist aber lediglich als prosopografische Materialsammlung zum eigentlichen Kernstück des Forschungsunternehmens, der Edition der Quellen zur Geschichte der Freiburger Waldenser gedacht. Und in der Tat: Die Freiburger Archivbestände erlauben es, einen ungewöhnlich detaillierten Blick auf die Welt der Anhänger des Petrus Valdes in städtischem und ländlichem Milieu der deutsch-französischen Grenzregion zu werfen.

In der umfangreichen Einleitung zur Edition gibt Kathrin Utz Treppe vorerst eine minutiöse chronologische Darstellung der Waldensergeschichte Freiburgs. Der Prozess von 1399 wird eingeordnet in die Endphase einer Verfolgungswelle im deutschen Raum (1389–1401): Ausgelöst haben ihn Anschuldigungen, die kurz zuvor von Angeklagten vor einem Berner Inquisitionsgericht erhoben worden sind. Weil die Berner Behörden sich weigern, neben der Liste der Verdächtigten auch die bernischen Prozessakten herauszugeben, und die Freiburger Angeklagten jede Verbindung zu Häresien bestreiten, endet der erste Freiburger Waldenserprozess mit einem generellen Freispruch. Bemerkenswerterweise tauchen aber bereits 1399 jene Namen auf, die auch 1430 die Inquisition beschäftigen werden; zudem weist die Autorin nach, dass die der Häresie verdächtigten Freiburger enge persönliche und wirtschaftliche Kontakte zu Waldensern aus Strassburg, Breslau, Regensburg, Landshut, Basel usw. besessen haben. Über den Prozessverlauf von 1399 orientiert lediglich eine (allerdings sehr umfangreiche) Einzelurkunde. In den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts nimmt in den Städten des nordwestlichen Alpenvorraumes nicht nur der Antisemitismus zu, sondern auch die Angst vor den Hussiten, die oft mit den Waldensern gleichgesetzt werden (zum Beispiel in der Berner Chronik Konrad Justingers). Gerade in Freiburg scheinen sich die Fronten zwischen mehr oder weniger heimlichen Waldensern und Anhängern der offiziellen Kirche verhärtet zu haben. Der aus einer Familie mit zahlreichen Häretikern stammende Stadtpfarrer Wilhelm Studer, der sich um eine vermittelnde Haltung bemüht hat, muss die Stadt verlassen. Zwischen März und dem 30. Juni 1430 kommt es denn auch zu einem zweiten grossen Inquisitionsprozess gegen die Freiburger Waldenser, der aufgrund zahlreicher Einzelakten sehr genau rekonstruiert werden kann. Die Zusammensetzung des Gerichtes, Präsenz und Absenz einzelner Mitglieder, die Vorgeladenen, die Notare, die jeweils gestellten Fragen, die erteilten Antworten usw. werden präzise festgehalten und interpretiert. Aus der Perspektive dieses reichen Quellenmaterials vermag die Autorin die Situation der Freiburger Waldenser bis zurück ins 14. Jahrhundert zu erhellen. Kodikologische Bemerkungen zum Aktenkorpus von 1430, einige Hinweise zur Rezeption der Ereignisse von 1430 und quellenkritische Ausführungen zur Urkunde von 1399, den Freiburger Seckelmeisterrechnungen von 1429–1439 mit ihren einschlägigen Angaben zu den Waldensern und drei Dokumenten zu Richard von Maggenberg, einem der renommiertesten Angeklagten von 1430, runden die Einleitung ab.

Den Hauptteil der Publikation (Seiten 279–582) bilden die Quelleneditionen, Kernstück die 129 Einzelquellen zum Prozess von 1430, die vom Freiburger Stadtschreiber und Notar Bernard Chaucy und vom Lausanner Notar Johannes Piaget geschrieben und später in drei Hefte eingebunden worden sind. Die Quellen werden in der überlieferten Reihenfolge publiziert, mit Datum, Ort, einem kurzen Titel-Regest und einer näheren Kategorienzuordnung versehen (Zeugenaussage, Verhör, Anklageartikel usw.) und mit Kommentaren zur Handschrift und zum Inhalt erschlossen. Dieser zentralen Quellensammlung werden im Anhang die Urkunde von 1399, die einschlägigen Seckelmeisterrechnungen von 1429–1439 und die Maggenberger Urkunden angefügt. Die Benützung des Bandes erleichtern ein Namen- und ein Wortregister.

Kathrin Utz Treppe legt mit ihrem Quellenband ein Muster akribischer Recherchier- und Editionsarbeit vor. Es ist zu hoffen, dass die nun leicht zugänglichen Materialien von der Forschung auch eingehend und vielseitig herangezogen und interpretiert werden. Wie die einschlägigen Artikel der Herausgeberin zeigen, lassen sich

aus den Dokumenten durchaus nicht nur Aufschlüsse für die Kirchen-, Häresie- oder Frömmigkeitsgeschichte herausarbeiten!

Urs Martin Zahnd

Brodbeck, Doris: Hunger nach Gerechtigkeit. Helene von Mülinen (1850–1924), eine Wegbereiterin der Frauenemanzipation. Zürich: Chronos, 2000. 250 S., ill.

Im Rahmen ihrer Dissertation an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Bern hat Doris Brodbeck das Leben der bedeutenden Schweizer Frauenrechtlerin Helene von Mülinen aufgearbeitet. Dabei stützt sich die Autorin nicht nur auf die zahlreichen Publikationen Helene von Mülinens, sondern untersucht auch deren umfangreichen Briefwechsel mit verschiedenen Persönlichkeiten. Im Zentrum steht die Frage, welche persönlichen und intellektuellen Beweggründe Helene von Mülinen zu ihrem Engagement motiviert haben.

Die Autorin beschreibt im ersten Teil des Buches die Herkunft, die Erziehung und den Werdegang Helene von Mülinens. Diese erhielt zwar als Tochter einer Berner Patrizierfamilie eine breite Bildung, ihr Wunsch nach einem Studium blieb jedoch unerfüllt, da dies nicht mit ihrem gesellschaftlichen Stand zu vereinbaren war. Selbst als längst erwachsene Frau durfte sie die Universität lediglich als Hörerin besuchen. Sie litt sowohl unter den gesellschaftlichen Einschränkungen, denen sie als Frau unterworfen war, wie auch unter einer in ihrer Familie herrschenden Frauenfeindlichkeit. Darin und auch in der gesellschaftlichen Abwertung des Patriziats sieht Doris Brodbeck die Gründe für die ständige Überarbeitung und die massiven gesundheitlichen Probleme Helene von Mülinens. Interessant ist die Beschreibung der Beziehung zu ihrer Lebens- und Weggefährtin, der Frauenrechtlerin Emma Pieczinska-Reichenbach. Dabei geht die Autorin auch auf die Frage ein, wie denn eine solch enge emotionale Frauenfreundschaft aus heutiger Sicht eingeordnet werden kann und ob sie eventuell auch als lesbische Beziehung interpretiert werden kann. Ebenfalls vertieft behandelt wird die Beziehung Helene von Mülinens zu ihrem theologischen Lehrer Adolf Schlatter, an dem sie besonders schätzte, dass er Glaube und Intellekt nicht als Widerspruch auffasste.

Im zweiten und dritten Kapitel befasst sich Doris Brodbeck mit der Entstehung der frühen Frauenbewegung, wobei sie besonders auf die Haltung der theologischen Parteien und einzelner Theologen zur Frauenfrage eingeht. Einen grossen Teil des Buches nimmt die Beschreibung der emanzipatorischen Arbeit Helene von Mülinens ein, die eine der bedeutendsten und prägendsten Persönlichkeiten der frühen schweizerischen Frauenbewegung war. Sie hielt zahlreiche Vorträge zu verschiedenen Aspekten der Frauenfrage, engagierte sich in den Frauenkonferenzen von Bern, die von 1897 bis 1919 stattfanden, und in der Sittlichkeitsbewegung, wo sie allerdings wegen ihrer unkonventionellen Haltung zur Sexualität eher aus dem Rahmen fiel. Als erste Präsidentin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine (1900–1904) versuchte sie mit Eingaben und Vorträgen, aber auch durch persönliche Kontakte zu Juristen und Parlamentariern auf die schweizerische Gesetzgebung Einfluss zu nehmen.

Der vierte und fünfte Teil des Buches widmen sich der Analyse verschiedener soziologischer, philosophischer und theologischer Theorien der damaligen Zeit und deren Einfluss auf die Gedankenwelt Helene von Mülinens. Als Theologin befasst sich Doris Brodbeck intensiv mit den theologischen Einflüssen und der Entwicklung der Religiosität Helene von Mülinens und zeigt damit Verbindungen zwischen der frühen

Frauenbewegung und einem sozialreformerisch geprägten Christentum auf. Dieser Ansatz vermag manche Aspekte der Persönlichkeit Helene von Mülinens neu zu erhellen. Wenn das Buch als Biografie Helene von Mülinens gelesen wird, nehmen die theologischen Bezüge allerdings ein etwas grosses Gewicht ein. Aufschlussreich und gelungen sind die Schlussbetrachtungen, in denen die Autorin ihre Arbeit in den theoretischen Rahmen der Geschlechtergeschichte und der feministischen Theologie setzt. Damit schafft sie es, den Bezug zur heutigen Frauenbewegung herzustellen.

Anna Bähler

Lindt-Loosli, Hanni: Von der «Hülf sarbeiterin» zur Pfarrerin. Die bernischen Theologinnen auf dem steinigen Weg zur beruflichen Gleichberechtigung. Bern: Haupt, 2000 (Schriftenreihe des Synodalrates, H. 18). 184 S., ill.

Die Geschichte der Berufsbildung der bernischen Frauen ist um einen Puzzleteil ergänzt worden. Die Theologin und langjährige bernische Synodalrätin Hanni Lindt-Loosli hat die Entwicklung der Berner Theologinnen von der Pfarrhelferin zur Pfarrerin, die in allen Belangen ihren männlichen Kollegen gleichgestellt ist, für den Zeitraum von 1917 bis 1965 detailliert aufgearbeitet. Dabei stützt sie sich auf Aktenbestände verschiedener Archive, so zum Beispiel der Gosteli-Stiftung, auf Artikel verschiedener Zeitungen und Zeitschriften sowie auf einige andere Quellen. Eine weitere wichtige Grundlage ihrer Untersuchung ist ein Fragebogen, welchen sie den noch lebenden theologischen Pionierinnen vorgelegt hat. Damit versucht sie, Herkunft, Motivation, Studienverlauf und Berufslaufbahn dieser Frauen zu erfassen. Zudem hat die Autorin viele von ihnen selber gekannt, ja, sie ist selbst Teil dieser Geschichte.

Im ersten Teil ihres Buches stellt Hanni Lindt-Loosli chronologisch die einzelnen Schritte bis zur beruflichen Gleichberechtigung dar. Die Theologinnen mussten Widerstände in drei Bereichen überwinden: Erstens verhinderte das kantonale Kirchengesetz von 1874 die Wahl einer Frau ins Pfarramt, was nur durch eine Volksabstimmung zu ändern war, zweitens gab es theologische Bedenken gegen Frauen als Pfarrerrinnen und drittens waren es ausschliesslich Männer, die in den entscheidenden Behörden sass. Erst Mitte der 1960er-Jahre nahm das (männliche) Berner Stimmvolk die Revision des Kirchengesetzes an, was die uneingeschränkte Wählbarkeit der evangelisch-reformierten Pfarrerin ermöglichte.

Im zweiten Teil nimmt die Autorin verschiedene Themen auf: Sie geht auf die theologischen Diskussionen ein und zeichnet in einem zeitlichen Längsschnitt die Argumente für und wider das weibliche Pfarramt nach. Ausserdem beschreibt sie, welches Verhältnis die bernischen Theologinnen zur Frauenrechtsbewegung pflegten. Auch die Auswertung des Fragebogens ist in diesen Teil eingebunden.

Der dritte Teil hat die Biografien der zwischen 1917 und 1965 an der Universität immatrikulierten bernischen Theologinnen zum Thema. Er ist leider etwas unattraktiv geraten, da die zu einem grossen Teil ungewöhnlichen und interessanten Lebensläufe lediglich stichwortartig und damit schlecht lesbar dargestellt sind.

Das vorliegende Buch gibt einen umfassenden, teilweise auch spannenden Überblick über die Geschichte der Berner Theologinnen. Allerdings setzt die Autorin recht viel Vorwissen voraus. Für eine Nicht-Theologin und Nicht-Kirchengängerin, der die verschiedenen «Initiationsriten» der Kirche nicht vertraut sind, ist es recht schwierig zu erfassen, welche Bedeutung die Vornahme verschiedener symbolischer Handlungen

gen, respektive deren Verweigerung, für die Laufbahn und das Selbstverständnis der Theologinnen hatte. Für Historikerinnen und Historiker, die sich mit der Geschichte der Berufsbildung für Frauen befassen, ist dieses Buch jedoch ein Muss!

Anna Bähler

Lang Jakob, Evelyne: Der Architekt Hector Egger 1880–1956. Bern: Stämpfli, 2001. 72 S., ill.

Kaum einer hat das bauliche Gesicht des Oberaargaus, insbesondere Langenthals, im 20. Jahrhundert so geprägt wie Hector Egger, der Architekt und Baumeister zwischen Heimatstil und Neuem Bauen. Kaum ein Langenthaler Industrie- oder Bürobau, der nicht von seinem Unternehmen gebaut oder mindestens umgestaltet worden ist (Porzellanfabrik Langenthal, Tuchfabrik Gugelmann, Elektrizitätswerke Wynau, Brauerei Baumberger u.a.). Er schuf eine Reihe von bemerkenswerten Garten- und Arbeitersiedlungen, die noch heute begehrte Wohnobjekte darstellen (Arbeitersiedlung der Porzi Langenthal, der Kammgarnspinnerei Derendingen, die Arbeitersiedlungen Haldenquartier, Blumenstrasse, Hintere Hardaustrasse und Hard in Langenthal). Dazu kommen rund 150 Wohnhäuser, meist für begüterte Oberaargauer Fabrikanten. Imposant ebenfalls die Reihe der Schulbauten, beginnend 1912 mit dem Primarschulhaus von Roggwil, endend 1952 mit dem Kindergarten Madiswil. Dazwischen liegen unter anderem Gebäude der Landwirtschaftlichen Schule Langenthal, das Gewerbeschulhaus Langenthal und die Schulhäuser von Aarwangen. Markante Einzelbauten sind das ehemalige Amthaus von Langenthal (1910/11), das Hotel «Bellevue», ein Heimatstilbau an der Strasse von Saanen nach Gstaad (1912), das Krematorium Langenthal (1925) und das Schwimmbad Langenthal (1931–1933, renoviert 1995), mit dem er bekannt wurde und das als ein gutes Beispiel des Neuen Bauens überregionale Bedeutung beanspruchen darf.

Den Grundstein für das Unternehmen legte Samuel Rudolf Hector Egger (1821–1884), der seine Ausbildung zum Architekten und Baufachmann in Stuttgart erhielt und 1848 eine Zimmerei (später Baufirma) in Aarwangen gründete, die er 1859 an den neuen Bahnhof Langenthal verlegte. Er erhielt Aufträge bei Projekten wie dem Rapperswiler Damm und der Gotthardbahn, war Grossrat und Oberst der Artillerie. Die Firma expandierte erst unter seinen Nachfolgern. Der Enkel Hector musste sie 1906 als 26-Jähriger nach dem frühen Tod seines Vaters übernehmen, zu einer Zeit, als er sich noch an der technischen Hochschule Stuttgart ausbildete. Er zeichnete sich durch Experimentierfreudigkeit im Technischen aus und gehörte zu den Ersten, die sich dem Eisenbetonbau zuwandten. Demgemäss sind es seine Industriebauten, die heute von all seinen Bauten den stärksten und zeitlosesten Eindruck hinterlassen.

Für das hier besprochene Werk hat die diplomierte Architektin ETH/SIA und Publizistin Evelyne Lang Jakob das Archiv des Architekturbüros Hector Egger eingehend untersucht und das Material durch Interviews und Besichtigungen ergänzt. Das grafisch und drucktechnisch ansprechende Bändchen ist ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte des Oberaargaus. Die guten Bilder – alle aus dem Archiv Egger – machen Lust, die vorgestellten Objekte in einem Architekturspaziergang aufzusuchen und zu betrachten. Leider wird dies durch das etwas summarische Werkverzeichnis erschwert, da beim grössten Teil der aufgelisteten Wohnbauten die genaue Ortsbezeichnung mit Strasse und Hausnummer fehlt. Man hätte überdies gerne noch etwas erfahren über das Schicksal all dieser Bauten, ihre heutige Verwendung und ihren Zustand.

Das Firmenkonglomerat Egger (Baugeschäft, Zimmerei, Architekturbüro), mit einer zeitweise fast monopolartigen Stellung und über mehrere Generationen hinweg tätig, ist nicht untypisch für das ausgehende 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Untypisch dagegen ist die Ausbildung an der technischen Hochschule Stuttgart, was vermutlich in den Bauten Eggers durchschimmert.

Christoph Zürcher

Frank, Georg: «Dank dem Gewerbefleiss früherer Jahrhunderte». Die Nutzung der Wasserkraft in der bernischen Gemeinde Steffisburg vom ausgehenden 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Thun: Selbstverlag G. Frank, 2000. 3 Bände (923 S.), ill.

Unter dem unscheinbaren Titel verbirgt sich ein in jeder Hinsicht gewichtiges Werk, entstanden als Dissertation bei Professor Peter Glatthard an der Universität Bern. Im Zentrum mit 500 Seiten Umfang stehen, als sehr wertvoller Beitrag zur Lokalgeschichte der Gemeinde Steffisburg, 22 akribisch zusammengetragene, perfekte Monografien aller ehemaligen und bestehenden Wasserkraftanlagen an den Gewässern der Gemeinde Steffisburg (Mühlebach als kanalisierter Zulgarm, Dorfbach, Fischbach): fünf Getreidemühlen, fünf Sägen, je eine Öle, Pulvermühle, Schmiede, Hammerschmiede, Glättemühle, Schleife, Tuchwalke, Töpferei, Seifenfabrik, zwei Tuchfabriken und die Speisefettfabrik Astra. Die Porträts dieser Betriebe sind nach einheitlichem Schema aufgebaut und geben erschöpfend Auskunft über Baugeschichte, technische Entwicklung, historischen und heutigen Baubestand und die Betriebsinhaber. Sie beschreiben die Anlagen und die mit ihnen verrichteten Arbeiten. Auch unausgeführte Projekte werden nicht vergessen. Ein Leckerbissen für industrie- und sozialgeschichtlich Interessierte ist etwa das Astra-Kapitel. Den älteren Leserinnen und Lesern ist das berühmte Speisefett «Astra mit 10% Butter», 1932 auf den Markt gekommen, sicher heute noch ein Begriff. Aber wer weiss schon, dass «Betty Bossi» ihr Redaktionsbüro an der Astrastrasse 19 in Steffisburg hatte und überhaupt eine Erfindung der Astra war?

Vorangestellt sind diesen Monografien ein kleines Übersichtskapitel zur Geschichte der Gemeinde Steffisburg und eine sehr ausführliche Darstellung der Steffisburger Gewässer in ihren hydrologischen Aspekten, mit der Baugeschichte der Schwellen, der Kies- und Eisausbeutung an den Gewässern sowie einem Exkurs über die Einrichtungen und Maschinen zur Wasserkraftnutzung. Breiten Raum nimmt die erschöpfend und kompetent recherchierte Geschichte der Mühlebachgenossenschaft ein, an die sich ein Kapitel über die Wasserwerkbesitzer und ihr sozio-politisches Umfeld anschliesst.

Die Bedeutung der Arbeit von Georg Frank geht aber weit über das Ortsgeschichtliche hinaus. Sie enthält nämlich eine enzyklopädische Übersicht über sämtliche Gewerbe der Protoindustrialisierung, die sich der Wasserkraft bedienten (Kapitel 6: Arbeit und Wasserkraft). Angesichts der Tatsache, dass ausser menschlicher und tierischer Arbeitskraft in der Schweiz ausschliesslich Wasserkraft zur Verfügung stand, waren das praktisch alle. Dargestellt sind aus der Nahrungs- und Genussmittelproduktion die Verarbeitung von Getreide, Öl, Milch, Spezereien, Kaffee und Tabak, dann die Holzverarbeitung, Textilherstellung und -verarbeitung, Leder, Metall, Schiesspulver, Dünger und Töpferei. Dabei geht der Blick immer von der Gemeinde zum grösseren Raum des Kantons Bern, indem den einzelnen Kapiteln statistische Übersichten zur Verbreitung etwa der Mühlen, Reiben, Walken im Kanton Bern beigefügt sind. Es wird inskünftig leichter sein, in Ortsgeschichten Informationen über dörfliche Gewerbe vom Spätmittelalter bis zur Moderne beizubringen. Franks Arbeit

liefert Muster für sachgerechte Beschreibung bis hin zur technischen Nomenklatur, da ein ausgezeichnetes Sachregister das Werk erschliesst. Er orientiert auch über die Quellenlage und charakterisiert die einzelnen Quellen, von den Grundbüchern über Urbare, Ratsmanuale, Wasserkraft- und Gewerbestatistiken, Akten des Wasser- und Energiewirtschaftsamtes des Kantons Bern bis zu den Wasserbauakten aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Verfasser von Orts- und Regionalgeschichten werden auch diese kommentierte Quellenübersicht dankbar zur Kenntnis nehmen – und hoffentlich auch benutzen!

Schliesslich orientiert der Verfasser über Methoden der Archiv- und Feldforschung, über den Umgang mit Gewährspersonen für die immer wichtiger werdende Oral History und zeigt anhand seines eigenen Quellen- und Literaturverzeichnisses nicht nur, welches umfassende Quellenmaterial er für sein Steffisburger Thema ausgewertet hat, sondern auch, wo überall ungehobene Schätze von Informationen zur Ortsgeschichte liegen.

Damit wird das Werk über die Steffisburger Wasserkraft recht eigentlich zu einem Manual und Werkzeug der ortsgeschichtlichen Forschung, an dem niemand mehr vorbeikommt, der Lokalgeschichte kompetent betreiben will. Entbehrlich wären einige Quellentexte (zum Beispiel zwei in extenso abgedruckte Inventare der Astra-Fabrik). Aber das tut der Nützlichkeit des Werks keinen Abbruch.

Christoph Zürcher

Schärli, Paul et al.: Ipsacher Chronik. Ipsach: Einwohnergemeinde, 2001. 288 S., ill.

Unter der Projektleitung des Ipsachers Paul Schärli ist in fünf Jahren Arbeit eine reichhaltige, sehr lesenswerte und interessante Gemeindegeschichte der an Nidau angrenzenden Bieler Agglomerationsgemeinde Ipsach entstanden. Die meisten Kapitel stammen von Paul Schärli und Willi Baumann, einzelne Beiträge von Hansruedi Liechti, Hugo Tschantré, Silvia Denneborg-Gut und Theo Marbot.

«Ipsach, ein kleiner Ort zwischen Sutz und Nidau. Er liegt gegen den Bielersee zu in Bäumen versteckt überaus angenehm und fruchtbar, und begreift in 22 Häuser 146 Einwohner», schrieb Matthias Lutz in seiner Beschreibung der Schweiz 1827. Im Jahr 2000 zählte Ipsach 3282 Einwohnerinnen und Einwohner und gehört damit zu jenen Gemeinden der Bieler Agglomeration, in denen die Entwicklung seit 1950 besonders stürmisch verlaufen ist. Damals hatte die Einwohnerzahl noch unter 500 gelegen. Gerade in solchen Gemeinden ist es wichtig, dass ein vergangener Zustand dokumentiert wird, dass schriftliche, mündliche, bildhafte Zeugnisse aus der dörflichen Vergangenheit gesammelt und damit dem Verschwinden entrissen werden. Ein lebendiges Bild der eigenen Vergangenheit bietet weit mehr als die Möglichkeit zu nostalgischer Glorifizierung einer so genannten «guten, alten Zeit». Es kann und sollte vielmehr zu Handlungsstrategien für die Zukunft führen. Das vorliegende Werk erfüllt diesen Anspruch in schöner Weise.

Äusserlich lehnt sich das Ipsacher Buch an ein seit längerer Zeit bewährtes Muster an: handliches Querformat mit zwispaltigem Satzspiegel (kein Ruhmesblatt für Druckerei und Gestalter ist der störende Flattersatz). Der Textfluss ist aufgelockert durch gerastert unterlegte Kästen mit Zitaten, Plänen und Grafiken. Der Band ist reich mit Bildern und Kartenmaterial ausgestattet, wobei das zum grössten Teil sehr gute und aussagekräftige historische Fotomaterial heraussticht. Am Schluss jedes Kapitels folgt die Bibliografie.

Schmerzlich bewusst wird einem der rasante und auch zerstörerische Wandel der letzten 30 Jahre im Kapitel «Das Ortsbild im Wandel». Elf alte Gebäude, meist Bauernhäuser, sind im Bild dokumentiert, vier davon stehen noch. Die übrigen wurden zwischen 1970/71 und 1997 abgebrochen.

Neben den fast in jeder Ortsgeschichte obligaten Kapiteln zur Geschichte von Bürger- und Einwohnergemeinde, Kirche und Schule – mit viel Anekdotischem – dürfen die Kapitel zur Wirtschaftsentwicklung, zum Wasser und zur Verkehrsentwicklung besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Die Kapitel zur Wirtschaftsentwicklung (Land- und Forstwirtschaft, Gewerbe und Industrie) dokumentieren trefflich und sehr anschaulich den Wandel innerhalb der Landwirtschaft sowie denjenigen von der Bauerngemeinde zur Industrie-, dann zur Dienstleistungs- und Pendlergemeinde. Im Wasserkapitel finden so verschiedene Gegenstände wie die Quellstollen in der Molasse, die Juragewässerkorrektur und das Seewasserwerk ihre Darstellung. Eine Crux war in Ipsach immer der Verkehr. Der Bau einer modernen Strasse am rechten Bielerseeufer kam erst nach der Juragewässerkorrektur aufs Tapet. Die Biel-Täuffellen-Ins-Bahn (BTI) wurde zwar 1916 eröffnet, endete aber in Nidau. Auf die logische Fortsetzung nach Biel hatten die Ipsacher noch zehn weitere Jahre zu warten. Dafür mussten sie in den 1960er-Jahren hart gegen die Aufhebung der Bahn und deren «Ersatz» durch einen Busbetrieb kämpfen. Heute ist die BTI mit ihrem modernen Rollmaterial und auf eigenem Trasse die Paradedecke des seeländischen Regionalverkehrs.

Das Kapitel «Vereine und Parteien» hätte man sich etwas ausführlicher gewünscht, namentlich die Entwicklung des Wahlverhaltens und des Parteienspektrums wäre sicherlich von Interesse gewesen. Eine einzige Grafik mit der Darstellung der Stimmbeteiligung bei Nationalratswahlen kann da nicht genügen.

Christoph Zürcher

Hasler, Martin et al.: Rubigen. Ort und Landschaft. Rubigen: Gemeindeverwaltung, 2001. 440 S., ill.

Anlass zur Schaffung dieser Ortsgeschichte war die Auflösung der alten Einwohnergemeinde Rubigen mit den drei ehemaligen Schul- bzw. Viertelsgemeinden Rubigen, Allmendingen und Trimstein im Jahr 1993. Die beiden Letzteren haben ihre Ortsgeschichte schon dargestellt. Nun liegt die Rubiger Geschichte vor. Ein fünfköpfiger Ausschuss hat während zehn Jahren daran gearbeitet und das Ergebnis kann sich sehen lassen. Entstanden ist ein stattlicher Band, sowohl inhaltlich wie physisch gewichtig (daher zur Bettlektüre nicht geeignet, aber sonst wärmstens empfohlen), in einer hervorragenden bildnerischen Ausstattung und einwandfreier Gestaltung.

In diesem Rahmen ist es unmöglich, allen Beiträgen dieser Ortsgeschichte gerecht zu werden. Wenn einige Kapitel besonders betrachtet werden, ist damit keine Wertung verbunden.

Der Geograf Martin Hasler gibt einen gediegenen, knappen und aussagekräftigen Überblick über die naturlandschaftlichen Voraussetzungen und die räumliche und demografische Entwicklung der Gemeinde und stellt dar, wie Rubigen, bis ins 19. Jahrhundert aus Bauernhofgruppen bestehend, erst mit dem Ausbau des Verkehrsnetzes und der Einführung moderner Organisationsstrukturen zentrale Aufgaben erhielt und damit zum «Dorf», schliesslich zur selbständigen Gemeinde in der Agglomeration Bern wurde.

Die geschichtlichen Teile wurden vor allem durch Hermann Bichsel betreut. Wohl-tuend (und für Ortsgeschichten nicht selbstverständlich) ist das Setzen von Schwer-punkten und der Verzicht auf eine breit angelegte chronologische Zusammenfassung der allgemeinen Geschichte. Dazu gehört sicher die Frühzeit, angesichts der Tatsache, dass das Aaretal zwischen Bern und Thun zu den ältesten und vielschichtigsten Kul-turräumen des Kantons gehört. Sehr gehaltvoll auch das Kapitel «Höfe und Herren-güter», das sowohl den Wandel von der mittelalterlichen zur heutigen Landwirtschaft beschreibt als auch ein gelungenes Inventar der landwirtschaftlichen Bauten auf dem Gebiet Rubigens liefert. Besonders hervorzuheben, weil ungewöhnlich und neu für eine Ortsgeschichte, das Kapitel «Vom Eheweib zur Ehefrau», das die rechtliche Stel-lung der Frau – exemplifiziert an Beispielen aus der Gemeinde – vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert verfolgt.

Ein alter Durchgangsraum, wie ihn das Aaretal bildet, verlangt zwingend eine Darstellung der Verkehrsgeschichte. Die entsprechenden Kapitel (Aare, Strassen und Gasthäuser, Eisenbahn, Post, Telegraf, Telefon) fanden in Wilhelm Haldi einen sach-kundigen Betreuer.

Das wohl bekannteste geschichtliche Objekt auf dem Boden Rubigens, die alte Wallfahrtskirche von Kleinhöchstetten, erfährt die ihr gebührende Aufmerksamkeit durch Willi Wüthrich (Entstehung und Bedeutung der Wallfahrtskirche) und Adriano Boschetti (zu den archäologischen Untersuchungen von 1954 und 1955 in der Kirche Kleinhöchstetten).

Die Namenskunde mit den beiden Kapiteln «Orts- und Flurnamen» und «Perso-nennamen» ist natürlich bei Rudolf J. Ramseyer gut aufgehoben. Er steuert auch ein sehr vergnüglich zu lesendes Kapitel «Die Rubiger verteidigen ihre Nutzungsrechte» bei, das interessante Einblicke in die bäuerliche Rechtswelt des 16. und 17. Jahrhun-derts gibt: Verteilung von Waldnutzen, Marchstreitigkeiten, Ersatz einer von Mäusen gefressenen Grenzurkunde, sogar eine Güterzusammenlegung von 1631 belegen das wachsende Selbstgefühl des Einzelnen. Dieses lässt den Willen zu eigenem Besitz erstarken, man beginnt Besitz und Nutzungsrechte abzugrenzen und ruft als höchste Instanz den Staat als Schiedsrichter an, kurz: man befindet sich auf dem Weg in die Moderne.

Die landschaftlichen Reize des Aaretals scheinen auch immer Künstler angezogen und beflügelt zu haben: Dev, Mariann Grunder, Kathrine Hofmann, Ernst Kopp, Ekkehard und Herbert Kohlund, Francis Picabia, Robert Schneider und Bernhard Woodtli finden ihre Würdigung wie auch die Kulturmühle Hunziken. Auch im Sog eines Agglomerationszentrums kann also Kultur gedeihen. Rubigen scheint gewillt, sie zu pflegen, wie der vorliegende Band beweist. Der selbstbewussten Gemeinde ist der Start in die neue Rolle und in die neue Identität bestens gelungen. Mit dem vorliegen- den Band hat sie sich selbst ein sehr schönes Geschenk zum achten Geburtstag gemacht.

Christoph Zürcher

Hafner, Albert; Suter, Peter J.: –3400. Die Entwicklung der Bauerngesellschaften im 4. Jahrtausend v. Chr. am Bielersee. Bern: Haupt, Berner Lehrmittel- und Medienverlag, 2000 (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern). 320 S., ill., CD-ROM.

Zwischen 1988 und 1991 hat der Archäologische Dienst des Kantons Bern am Bielersee Reste von zwei jungsteinzeitlichen Siedlungsstellen mit Dorfanlagen der Zeit um 3400 vor Christus ausgegraben. Es handelt sich dabei um die Rettungsgrabungen Nidau-BKW 1989–1991 und die Tauchgrabungen Sutz-Lattrigen/Lattrigen Riedstation 1988–1990. Die wissenschaftlichen Auswertungen liegen nun in einer reich illustrierten Monografie aus der Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern vor. Neben einem grösseren Autorenkollektiv zeichnen Albert Hafner, Leiter des Bielerseeprojektes, und Peter J. Suter, Leiter der Abteilung Ur- und Frühgeschichte des Archäologischen Dienstes, als Hauptautoren.

Der Titel ist eine Anspielung auf die Methoden der Dendrochronologie, mit deren Hilfe prähistorische Ufersiedlungen jahrgenau datiert werden können. Es ist faszinierend, wie dank dieses Forschungszweiges der Archäologie nicht nur die Baugeschichte einzelner Dörfer, sondern auch die Siedlungsdynamik einer ganzen Region nachvollzogen werden können. Das Fundmaterial der beiden Ausgrabungen wird vollständig vorgelegt und mit den etwa gleichzeitigen Fundkomplexen von Twann UH (untere Schicht der Horgener Kultur) und weiteren Fundstellen vom Bielersee verglichen. In einzelnen Kapiteln werden die Keramik, die Silexindustrie (Silex = Feuerstein), die Geräte aus Knochen, die Hirschgeweihartefakte, die Felsgesteingeräte und die übrigen Materialkategorien wie Textilien, Holz und andere organische Reste behandelt. Eigene Kapitel sind ferner der Archäozoologie und der Archäobotanik gewidmet. Im Kapitel 12 «Entwicklungen und Regionen im 4. Jahrtausend v. Chr.» werden die Resultate aus diesen Auswertungen zu einer Synthese zusammengefasst. Dass es dabei vereinzelt zu Wiederholungen bei der Erläuterung der einzelnen Fundmaterialgruppen kommt, liess sich wohl kaum vermeiden.

Den Autoren ist es ein grosses Anliegen, neolithische Kulturen nicht mehr nur über die Keramik zu definieren, sondern ein neues Chronologie-System einzuführen, das sich von ethnischen Deutungen klar abgrenzt. Die von ihnen postulierte Raum/Zeit-Ordnung basiert einerseits auf absoluten Datierungen und andererseits auf regionalen Einheiten.

Die Analyse des Fundmaterials erlaubt die Aussage, dass am Bielersee im mittleren 4. Jahrtausend sowohl starke lokale Traditionen als auch äussere Einflüsse aus verschiedenen Richtungen festzustellen sind. Beispielsweise spiegeln sich in den Baustrukturen und in der Steinindustrie lokale Traditionen, während der Import von Feuersteinrohmaterial aus dem Pariser Becken und die Formen des Kochgeschirrs Beziehungen mit West- und Osteuropa bezeugen. Die Zunahme des östlichen Einflusses wird durch die in dieser Zeit aufkommende, von Osten ausgehende Ausbreitung der Kupfermetallurgie erklärt.

Erstmals in einer Monografie des Archäologischen Dienstes Bern zu einem urgeschichtlichen Thema wurde eine CD-ROM produziert. Sie enthält weiteres Bildmaterial, Excel-Datenbanken, ergänzende Texte, Tabellen, Grafiken und 3D-Darstellungen. Sie dient auch dem Zweck, den Umfang und die Leserlichkeit des Buches nicht zu belasten. Die moderne Archäologie kommt heute ohne umfangreiche Datenerhebungen nicht mehr aus. Die CD-ROM soll der selbst in der Forschung tätigen Leserschaft ermöglichen, diese zusätzlichen Dateien für eigene Arbeiten nutzbar zu

machen. Die Laien stören sie auf diese Weise nicht, geben aber doch Hinweise auf die vielfältige Arbeit heutiger Archäologinnen und Archäologen, die mit Abschluss einer Grabungskampagne jeweils noch lange nicht zu Ende ist, sondern im Idealfall erst mit einer so klar strukturierten und schön illustrierten Publikation wie der vorliegenden endet. Einziger Kritikpunkt an der Publikation elektronischer Datenträger dürfte allerdings der relativ schnelle Verlust der Lesbarkeit sein.

Es ist ein erklärtes Ziel der in der Feuchtbodenarchäologie Forschenden, die Ufersiedlungen an den Schweizer Seen unter den Schutz der UNESCO im Sinne eines Weltkulturerbes zu stellen. Bücher wie dieses sind dem Erreichen dieses Ziels sicher förderlich und man darf gespannt auf die Fortsetzung der Reihe sein.

Sabine Bolliger Schreyer

Schläppi, Daniel: Die Zunftgesellschaft zu Schmieden in Bern zwischen Tradition und Moderne. Sozial-, struktur- und kulturgeschichtliche Aspekte von der Helvetik bis ins ausgehende 20. Jahrhundert. Bern: Historischer Verein des Kantons Bern, Zunftgesellschaft zu Schmieden, 2001 (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 81). 566 S., ill.

Die dreizehn stadtbernischen Zünfte sind sehr geschichtsbewusste Körperschaften, die bei Jubiläen oder aus anderen Anlässen ihre Geschichte schreiben liessen. Das neuste Beispiel dafür ist das Werk über die Zunftgesellschaft zu Schmieden. Der Zunftrat übertrug dieses Vorhaben dem Historiker Daniel Schläppi, der im Rahmen seiner Dissertation die Geschichte der Schmieden im 19. und 20. Jahrhundert erforschte. Er untersuchte die Zunft primär mit sozialgeschichtlichen Methoden. Im Gegensatz zu anderen Zunftgeschichten beschränkte er sich zudem auf die letzten zwei Jahrhunderte – eine mutige und lobenswerte Vorgabe seiner Auftraggeber, denn diese Zeit wurde bisher in den Zunftgeschichten meist nur am Rand dargestellt. So entstand ein facettenreiches Bild der Zunft, das auch wichtige Grundzüge der burgerlichen Oberschicht Berns wiedergibt.

Nach einer Einleitung zum methodischen Vorgehen und den Quellen schildert der Autor die Entwicklung der Zunft im Rahmen der politischen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts. Trotz massiven Auseinandersetzungen mit den Liberalen gelang es der Burgergemeinde und den burgerlichen Zünften, wesentliche materielle Güter und gewisse Privilegien ins Industriezeitalter hinüberzuretten. In zwei zentralen Kapiteln untersucht Schläppi die soziale Zusammensetzung der Zunftangehörigen und die Einbürgerungspolitik. Dabei zeigt sich, dass die Schmiedenzunft ganz klar von Angehörigen der Oberschicht dominiert wird. Anhand der Analyse der Einbürgerungen wird deutlich, dass vorwiegend erfolgreiche Zuzüger eingebürgert wurden, die in der bernischen Wirtschaft, in der Forschung oder im Bildungswesen Ausserordentliches geleistet hatten. Nach diesen stark quantitativ orientierten Kapiteln widmet sich Daniel Schläppi der Mentalität, der Organisationsstruktur, dem Finanzwesen, dem Fürsorge- und Vormundschaftswesen sowie dem geselligen Leben der Schmiedenzunft. Damit entsteht auch für Aussenstehende ein interessantes Porträt dieser Gesellschaft.

Einer der zentralen Abschnitte des Buches, der auch den Titel «Zwischen Tradition und Moderne» rechtfertigt, versteckt sich im Kapitel zum Finanzwesen. Auf gut zehn Seiten schildert der Autor die Geschichte der Zunfthausgesellschaft. Vor dem Bahnzeitalter lag das Gebäude etwas peripher an der Markt- und Zeughausgasse. Mit dem Bau der

Eisenbahn und der Tramlinien ins Kirchenfeld und in den Breitenrain wurde die Altstadt oberhalb des Zeitglockenturms zum Geschäftszentrum, wo die Bodenpreise exponentiell anstiegen. Vor dem Ersten Weltkrieg beschloss die Zunft, das denkmalgeschützte Vorderhaus an der Marktgasse niederzureissen und an seiner Stelle ein neues Geschäftshaus hochzuziehen. Die Räume vermietete man einem Warenhaus, was damals einen Affront gegenüber dem lokalen Gewerbe darstellte. Mit diesen Entscheiden gegen traditionelle Werte vollzog die Zunft einen Mentalitätswandel. Sie packte die Chance, ihre Rendite aus der Zunftliegenschaft zu optimieren, und verfolgte damit eine kapitalistische Anlagestrategie. Dadurch wurden die Erträge aus der Liegenschaft zum wichtigsten Einnahmeposten und sicherten den finanziellen Spielraum der Zunft bis heute. Dass nicht alle Zünfte sich den neuen Gegebenheiten anzupassen wussten, zeigt das Beispiel der Zunft zu Webern. Diese verkaufte 1911 ihre Liegenschaft an der Marktgasse und erwarb dafür ein Haus an der Gerechtigkeitsgasse, wo die Erträge langfristig gesehen viel geringer waren. Dieser Rückzug an die zentrale Gasse des Ancien Régime leitete den ökonomischen Abstieg der Webernzunft ein.

Die Entscheidungen, sich der Moderne zu öffnen, wurden stark von führenden Persönlichkeiten innerhalb der Schmiedenzunft geprägt. Da die Zunftgremien alle ehrenamtlich besetzt waren, boten sie auch einen Gestaltungsspielraum für Männer, die sich in diesen leitenden Positionen engagierten. Da die Schmieden im Vergleich zu anderen Zünften relativ viele neue Familien in ihre Reihen aufnahm, erstaunt es nicht, dass neue Ideen hier leichter eine Mehrheit fanden.

Wer sich mit bernischer Gesellschaftsgeschichte befasst, erhält von Daniel Schläppi sehr viel neues Material präsentiert, das bisher noch nicht aufgearbeitet wurde. Er schliesst auf einer Mikroebene an die Publikation von Albert Tanner über das Bürger-tum in der Schweiz im 19. Jahrhundert an. Wer einen schnellen Überblick erhalten möchte, ist angesichts der Materialfülle vielleicht etwas überfordert. Immerhin hat Schläppi einen grossen Teil der Zusatzinformationen in die Fussnoten verbannt, die oft ungefähr einen Drittel der Buchseiten einnehmen. Das Register und das detaillierte Inhaltsverzeichnis ermöglichen aber trotzdem ein gezieltes Auffinden von Informationen über Personen, Ereignisse und Entwicklungen.

Christian Lüthi

Die Felsenburg. Das Buch zur Restaurierung. Die Felsenburg in ihrer geschichtlichen und kulturellen Bedeutung. Hrsg. von der Burgergemeinde Bern. Murten: Verlag Luce, 2002. 136 S., ill.

Um 1260 errichtete Bern zusammen mit der ersten Untertorbrücke einen Torturm östlich der Aare. Dieser stand auf einer Felsrippe und war auf der Stadtseite offen. Da er sich am Hangfuss befand, musste er eine beträchtliche Höhe aufweisen: die Seitenmauern waren von Beginn weg mit 18 Metern so hoch wie im heutigen Zustand. Armand Baeriswyl und Daniel Gutscher interpretieren aufgrund ihrer archäologischen Untersuchungen den Bau als Zeichen eines grossen Selbstbewusstseins der Stadt, die ungefähr zur selben Zeit ihr ummauertes Gebiet gegen Westen ausdehnte. Die Umbauten von 1583 und 1755–1764 veränderten das Äussere des Turms entsprechend dem Geschmack der Zeit. 1583 wurde der Turm auf der Stadtseite bis auf eine Türöffnung zugemauert. Die Schauseiten gegen den Hang wurden aufwändig neu gestaltet. Auf den Verputz malte man eine Fassade mit grossen Steinquadern, welche

die Wehrhaftigkeit des Turms illusionistisch zur Schau stellten. Der Umbau um 1760 ist im Zusammenhang mit der Anlage des Aargauerstaldens in Angriff genommen worden. Der Turm erhielt nun eine barocke Fassade mit vorgetäuschten Luken für Artilleriegeschütze. Der Bau behielt bei beiden Umbauten seine Funktion als repräsentatives und wehrhaftes Wahrzeichen am östlichen Stadteingang.

Bei der Güterausscheidung zwischen Stadt und Kanton 1803 übernahm der Kanton den ehemaligen Wehrturm. Da mit dem Bau der Nydeggbücke 1840–1844 die Hauptverkehrsader verlegt wurde, stand der mittelalterliche Turm etwas im Abseits. Deshalb verkaufte ihn der Kanton 1862 an einen Handwerker, der ihn zum Wohnhaus umbaute, das er «Felsenburg» nannte. 1963 übernahm die Einwohnergemeinde das Gebäude.

Seit den 1920er-Jahren planten die Stadt und verschiedene Architekten mehrmals massive Eingriffe in der Nachbarschaft der Felsenburg. Es bestanden Entwürfe für ein Verwaltungsgebäude oder für eine grosse Autoeinstellhalle. Davon wurde jedoch nichts realisiert, und 1984 lehnte das Stimmvolk auch eine umstrittene Vorlage zur Umgestaltung des Klösterliareals des Wiener Architekten Heinz Tesar ab. Die Stadt sanierte anschliessend gemeinsam mit privaten Baurechtnehmern die Gebäude am Klösterlistutz, die Felsenburg liess sie jedoch weiter verlottern. Angesichts der städtischen Finanznot und des Renovationsbedarfs der Felsenburg sondierte der städtische Denkmalpfleger 1996 nach einer neuen Lösung. Im folgenden Jahr kam es zum Vertragsabschluss, mit dem die Stadt der Burgergemeinde das Gebäude für einen symbolischen Preis verkaufte. Die Burgerschaft wollte das symbolträchtige Haus übernehmen, um wie Stadt und Kanton einen der drei mittelalterlichen Türme zu besitzen. Sie renovierte die Felsenburg in den Jahren 1998–2002 und richtete darin moderne Wohnungen für eine gehobene Mieterschaft ein. Die Hälfte der Gesamtkosten von sechs Millionen Franken steckte die Burgergemeinde als A-fonds-perdu-Beitrag in das Gebäude.

Die vorliegende Publikation erschien zum Abschluss der Sanierung. Sie dokumentiert nicht nur den aktuellen Bauzustand, sondern rollt die spannende Geschichte des Gebäudes auf. Zahlreiche historische Bilder illustrieren den Text. Zudem hat die Kantonsarchäologie mit Hilfe des Computers eine Serie von Vogelschaubildern gezeichnet, welche die baulichen Veränderungen der vergangenen Jahrhunderte plastisch nachvollziehen lassen. So ist ein schönes Buch entstanden, welches einen markanten Bau der Berner Altstadt für Fachleute und Laien dokumentiert.

Christian Lüthi

Fritzsche, Bruno et al.: Historischer Strukturatlas der Schweiz. Die Entstehung der modernen Schweiz. Baden: hier+jetzt, 2001. 207 S., ill.

Seit 1850 sind durch die Eidgenössischen Volkszählungen und weitere Erhebungen des Bundes riesige Datenmengen zusammengetragen worden, die vorwiegend in Tabellenform veröffentlicht wurden. Ein kleines Team um Bruno Fritzsche, der bis vor zwei Jahren eine der drei Professuren an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich innehatte, hat diese Daten neu aufbereitet und durch unpubliziertes Material ergänzt. In ihrem historischen Strukturatlas visualisieren sie in rund 250 Karten die Entwicklung der Schweiz im 19. Jahrhundert. Die Karten beziehen sich zum grössten Teil auf den Zeitraum zwischen 1870 und 1910 und beleuchten damit eine Epoche schneller und tief greifender Veränderungen in unserem

Land. Bei einzelnen Themen führen die Karten bis in die Gegenwart. Der Atlas ist in vier Teile gegliedert: «Demografie und Siedlung», «Verkehr und Kommunikation», «Wirtschaft» sowie «Gesellschaft». Als Einstieg in diese vier Schwerpunkte gibt je eine Einleitung einen gerafften Überblick sowie Hinweise auf die wichtigste Literatur und den Forschungsstand. Jeweils eine Doppelseite ist sodann einem Thema gewidmet. Auf der linken Seite befindet sich der Text, der eine Kartenserie auf der rechten Seite kommentiert.

Die meisten Karten basieren auf den Bezirken als Grundeinheit und zeigen die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Unterschiede innerhalb der Schweiz. So findet man Informationen zu Geburten, Sterblichkeit und dem regional unterschiedlichen Wanderungsverhalten. Hier zeigt sich, dass das bernische Hügelland südlich der Stadt Bern und des Emmentals vor 1910 die höchsten Abwanderungsquoten des Landes aufwies. Weitere Karten illustrieren den Strassenverkehr, den Schienenverkehr und die Post. Im Bereich der Wirtschaft lässt sich ferner plastisch nachvollziehen, dass der Kanton Bern in der Baumwoll- und Seidenindustrie nahezu ein weisser Fleck war. Hingegen war er bei der Metall- und Maschinenindustrie und bei der Lebensmittelherstellung beschäftigungsmässig bei den Leuten. Schliesslich stellen die Autoren die Entwicklung des Dienstleistungssektors breit dar und sprechen spannende Themen aus den Bereichen Bildung, Politik und Kultur an. Hier erweist sich jedoch die Darstellung auf Bezirksebene manchmal als etwas undifferenziert, indem zum Beispiel die Textilindustrie der Stadt Bern im Durchschnitt des Amtsbezirks verschwindet.

Der Atlas ist zweifellos ein neues Standardwerk zur jüngsten Geschichte der Schweiz. Im Gegensatz zu vielen anderen Atlanten ist er vom Format und Umfang her sehr handlich. Die gute Gliederung erleichtert die Suche bestimmter Themen. Gestaltung und Inhalte laden sowohl zum gezielten wie zum kursiven Lesen ein. Der einzige Kritikpunkt bezieht sich auf die kartografische Darstellung: Die Bezirke sind mit wenigen Ausnahmen als Fläche eingefärbt. Die relativ grossen Grundflächen der Bezirke in den Alpen stechen dabei häufig im Kartenbild hervor und lassen etwas vergessen, dass die Schwerpunkte des besiedelten Gebietes im Mittelland liegen. Im 1998 erschienenen «Historisch-statistischen Atlas des Kantons Bern» wurde dieses Problem besser gelöst, weil dort entweder Kreissignaturen verwendet oder im alpinen Raum nur die besiedelten Talböden eingefärbt wurden.

Bei vielen Themen ergänzen sich der Berner Atlas und der Historische Strukturatlas, indem bernische Entwicklungen mit der nationalen Situation verglichen werden können. Wer sich mit Schweizer Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte beschäftigt, erhält mit dem vorliegenden Atlas ein unentbehrliches Nachschlagewerk, das die räumliche Entwicklung in verschiedensten Facetten darstellt. Wünschbar wäre nun eine zusätzliche Publikation, welche das 20. Jahrhundert abdeckt und damit einen Bogen zu den zwei Ausgaben des «Strukturatlas der Schweiz» spannt, welche 1986 und 1997 erschienen sind.

Christian Lüthi